

Performative Sozialforschung als Sinnes-Arrangement

Katharina Miko-Schefzig

Zusammenfassung: Der Artikel konzeptualisiert „Sinnes-Arrangements“ als zentrale Kategorie performativer Sozialwissenschaft. Dabei wird argumentiert, dass es in der performativen Datenproduktion, -analyse und -darstellung ein zentrales Anliegen ist, die logozentrische Wissenschaftspraxis um vielfältige Sinne zu erweitern. Diese Perspektive immunisiert auch gegen das Argument, dass die performative Wissenschaft weder den Standards der Künste noch der Wissenschaft entspricht. In einem weiteren Schritt wird der Frage nachgegangen, inwieweit es einer Institutionalisierung auf dem Wege der universitären Lehre bedarf. Dazu wird das Beispiel einer Lehrveranstaltung zum sozialwissenschaftlichen Film herangezogen.

Schlagwörter: Sinnes-Arrangement, Performativität, sozialwissenschaftlicher Film, performative Sozialwissenschaft, Butler

Performative research as Sense Arrangements

Abstract: The article conceptualises „sense arrangements“ as a central category of performative social science. In doing so, it argues that a central concern in performative data production, analysis and representation is to extend logocentric scientific practice to include multiple senses. This perspective also immunises against the argument that performative science does not meet the standards of either the arts or science. In a further step, the question is explored to what extent institutionalisation is required by university-level. For this purpose, the example of a course on social science film is used.

Keywords: Sense-arrangements, performativity, social science film, performative research, Butler

1 Einleitung: Eine Kartografie der performativen Sozialforschung

Als ich zur Debatte und zur Antwort auf Günter Meys (2023) Aufschlag über performative Sozialwissenschaft eingeladen wurde, fiel mir als erstes eine Geschichte aus der Frühzeit meiner Beschäftigung mit dem sozialwissenschaftlichen Film ein (Miko 2013; Miko-Schefzig 2022), welche die Basis meiner Auseinandersetzung mit der Verfilmung soziologischer Analyse darstellt. Dabei gab es am Institut für Soziologie der Universität Wien mit Eva Flicker bereits eine etablierte Film- und Mediensoziologie (Flicker 1998) und eine Reihe von Wissenschaftler:innen (etwa Kolb 2008) beschäftigte sich mit dem, was man später visuelle Soziologie nennen sollte. Roswitha Breckner kam dann ebenfalls an das Institut für Soziologie und setzte mit der Bildanalyse (Breckner 2012) gemeinsam mit Eva Flicker ab 2006 einen

ganzen Schwerpunkt des Instituts. Ich selbst begann um 2007 eine Lehrveranstaltung anzubieten, die Ethnografie zunächst als Basis mit der Möglichkeit der Verwendung von Film zum Inhalt hatte, die in der Methodenlehre verortet war und die sich zuletzt zu einer Lehrveranstaltung gezielt über den sozialwissenschaftlichen Film innerhalb der visuellen Soziologie entwickelte. Zusammenfassend gab es am Institut für Soziologie ein ideales Labor, um sich mit der Rolle von Film in der Soziologie zu beschäftigen.

In dieser Frühzeit meiner Beschäftigung mit soziologischer Filmproduktion wurde ich in anderen Kontexten immer wieder gefragt, ob es eigentlich zusammengehe, „Soziologin zu sein“ und „Filme zu machen“. Abseits der Irritation, die eine solche Frage auslöst, ist es gewinnbringend, sich analytisch mit ihren Implikationen zu beschäftigen. Die Frage drückt aus, dass ein spezifischer wissenschaftlicher *Ausdruck*, in meinem Falle der Film, nicht in die Grenzen des Faches passt. Diese Frage ernst zu nehmen und sie analytisch zu betrachten, um sie mit Fragen der performativen Sozialwissenschaft zu verbinden, ist der Bogen, den dieser Artikel zu spannen versucht.

Ich selbst habe mich bei der Beschäftigung mit Film in der Soziologie und für die Soziologie vornehmlich in der qualitativen Methodenlehre verortet. Dabei gab es zwei Referenzpunkte: Wissenssoziologie und hermeneutische Analyse auf der einen Seite und Ethnografie auf der anderen. Die Verortung in der Ethnografie ist folgelogisch, da der ethnografische Film eine bereits hundertjährige Geschichte (Flaherty 1922) und die Kultur- und Sozialanthropologie eine ungefähr ebenso lange wissenschaftliche Debatte dazu hinter sich hatte. Dieser Tatsache geschuldet waren dann auch die Texte für die Literaturliste der Seminare: Zunächst nahm ich Anleihen bei anthropologischen Texten, die viele Debatten, die später die Soziologie erreichen sollten, bereits ab den 1970er Jahren beinhalteten, etwa Film und Krise der Repräsentation (MacDougall 1995), was Mey (2023) nun als einen wesentlichen Punkt für die performative Sozialforschung markiert. Bei der Konzeptualisierung, wie denn ein Bild soziologisch zu begreifen sei, waren Anleihen in der (hermeneutischen) visuellen Wissenssoziologie zu nehmen, allen voran die Seh- und Schnitttechniken (Soeffner/Raab 2004). In den letzten fünf Jahren gab es wiederum eine Ausdifferenzierung in den Sozialwissenschaften, die teilweise von überraschender Seite kam, etwa von der Organisationsforschung mit einer regen sozialwissenschaftlichen Filmproduktion (Linstead 2018; Taggart 2016).

Für meine Arbeit wurde die performative Sozialforschung erst spät, in den Debatten im deutschsprachigen Kontext rund um Günter Mey zum Referenzpunkt (Mey 2018; Miko-Schefzig 2020). Dies ist vielleicht insofern überraschend, als ich bei der von mir weiterentwickelten Vignettenmethode (Miko-Schefzig 2022) ganz explizit auf Theorien des Performativen zurückgreife. Bei der Vignettenmethode geht es mir aber um die Anwendung eines ganz konkreten Performativitätsbegriffs (Butler 1990, 1993) auf die methodische Praxis (Miko-Schefzig 2022). In der von Mey eingeschlagenen Tradition ist das *Performative* dem *Performance*-Begriff im künstlerischen Sinne ähnlich. Auch können in der von Norman Denzin und seinem Team jährlich veranstalteten Tagung ICQI¹ überraschende Panels gefunden werden, etwa „Sing your results“ oder „Dance the theory“. Was (nur beim oder ab dem ersten Besuch, je nach Position) irritiert, ist in der Tradition dieses Verständnisses von Performanz (Denzin 2001) folgelogisch. Es wird m.E. weiter zu klären sein, worum es sich eigentlich handelt, wenn solche Ausdrucksformen wissenschaftlich genutzt werden, daher sei es jeder oder jedem angeraten, diese Tagung zumindest einmal zu besuchen. Trifft man Kolleg:innen aus dem deutschsprachigen Raum, raunt man sich gegenseitig zu, dass dies „bei uns“ niemals möglich sei. Darauf verweist Mey (2023, S. 83f.) ebenfalls, wenn er anmerkt,

„[o]b und inwieweit sich auch in der deutschsprachigen Landschaft, in der qualitative Forschungen z.T. anderen Forschungskonventionen, Rahmenbedingungen und Epistemologien folgen (dazu

1 <https://icqi.org/>